

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 196. Bromberg, den 28. August 1931.

# Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.
Von Ludwig Thoma.



(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ja, es ist schön, in einer lauen Sommernacht durch hochstehende Ährenfelder zu gehen. Die Halme streifen das Gewand, und nichts ist zu hören als das Geräusch der eigenen Schritte. Weite Flächen liegen im bleichen Mondlicht, und daneben sind tiefe, dunkle Schatten.

Drohend ragen gewaltige Massen vor einem auf, und sind harmlose Bäume, wenn man näher kommt.

Seitab vom Wege liegt zusammengekauert und verschlafen ein Bauernhaus; kein Licht brennt mehr darin.

Alles ist müde von Arbeit in tiefe Ruhe versunken.

Die Schritte knirschen über Kies, hallen lauter über hölzerne Stege. Aus dem Dunkel führt der Weg über flutendes Licht wieder ins Dunkle und Ungewisse. Allmählich werden die Formen von Baum und Strauch vertrauter; ein Geländer, ein Feldkreuz sind alte Bekannte und zeigen die Nähe der Heimat an.

„Gut'n Abend, Herr Konrad!" sagte freundlich ein Mädel, das auf einer von den neuen Ruhebänken gesessen war und nun aufstand.

„Guten Abend!" wünschte er zurück und ging weiter.

„Genga S' scho hoam?" fragte das Mädel und folgte ihm.

Konrad blieb stehen. „Wer sind Sie denn?"

„Kenna S' mi nimmer?"

„Nein, in der Dunkelheit nicht."

„I bin do d' Noichl Kathi . . ."

„Ah so! D' Fräul'n Noichl!"

Er sagte es so, als wäre er nun ganz im reinen, und doch wußte er wenig oder nichts von der rundlichen Tochter des Konditors Noichl.

Es fiel ihm auch nicht weiter auf, daß sie so spät noch um den Weg war.

„Ah gengan S', sagen S' doch net Fräulein zu mir! Wissen S' nimma, wie man no mitanand' in d' Schul ganga san?"

Konrad erinnerte sich an ein dickes, gutmütiges Mädel, das immer die Taschen voll Eiszucker und Himbeerbonbons gehabt und freigebig ihre Schätze verteilt hatte. Es war kein vorteilhaftes Bild, das er im Gedächtnis trug, denn dem Mädel waren von vielem Naschen die Zähne schlecht geworden, und seine kleinen Augen waren zwischen dicken Backen eingeklemmt gesessen. Ob sich daran was geändert hatte, ließ sich beim Mondlicht nicht unterscheiden.

„Dann sag' ich Kathl, wie früher."

„Ja, dös tean S'!" Fräulein Noichl schmiegte sich voll Freude an Konrad, der merken konnte, daß sich die Rundlichkeit erhalten und weiter entwickelt hatte.

„Kommen S' g'wiß vom Mal'n?"

„Ja. Ich war in Niedering. Aber, wo kommen eigentlich Sie her?"

„I? Von dahoam."

„Da sind S' aber spät d'ran."

„Jessas! Geln S'? Aber i ko nix dafür. I bin nach'n Ladenschluß spazier'n ganga, und so müad bin i g'wen, und so hoaß is g'wen, und da hab' i mi auf a Bank g'setzt und bin ei'g'schlaf'n. Auf oamal bin i aufg'wacht, wia Sie kemma san. I bin fei beinah' derschrock'n."

„Vor mir?"

„Ah, gengan S'!" Kathl schmiegte sich an. „Na, i bin derschrock'n, weil's so spat g'wen is. Jessas! Was müass'n Eahna Sie am End' denk'n?"

„Nix."

„Sie sagen's halt net. Vielleicht denken S' Eahna, daß i auf wen g'wart' hab'?"

„Na. Ich glaub's Ihnen schon, daß Sie eing'schlafen sind."

„Aba g'wiß? Dös is des erstemal im ganz'n Summa, daß i auf d' Nacht spazier'n ganga bin. Weil's so hoaß war im Lad'n."

Konrad ging weiter, ohne zu antworten.

„Gengan S' oft nach Niedering ummi?"

„Hie und da."

„I tat Eahna gern beim Mal'n zuaschaug'n. Derf i net?"

„I kann's Ihnen net verbiet'n."

„Ah geh, Sie müassen ma's extra verlaab'n."

„I erlaub's Ihnen schon, wenn's Ihnen Spaß macht."

„I möcht's halt gern sehg'n. Vielleicht malen S' morgen in da Näh'?"

„Morgen? Da will ich nach Sassau nüber."

Kathi überlegte.

„Vielleicht, wenn d' Muatta im Lad'n bleibet. I müaßt halt an Ausred' find'n."

„Am End' is doch g'scheiter, Sie wart'n, bis ich in der Näh' arbeit'."

„Ah gengan S'! Eahna is net recht, wenn i kimm."

„Ich hab' nix dageg'n, Kathl."

„Da müassen S' mir aber a Botschaft schick'n, sunst woaß i 's ja net, wann i zuaschaugn derf."

„Schön. Also, wenn amal G'legenheit is . . ."

„Amal!" rief Katha schmollend. „I siech scho, Sie wollen's net hamm und sag'n grad a so."

Konrad wußte nichts Rechtes zu antworten, und da wurde auch Kathi still.

Vielleicht kam es ihr so vor, daß Gefühle nicht so leicht anzubringen waren wie ehedem Eiszucker und Himbeerbonbons. Sie dachte darüber nach, warum denn ihr alter Schulkamerad gar nicht spannen wollte, und sie konnte bloß den einen Grund finden, daß sich schon eine andere einloschiert habe.

Darum sagte sie offenherzig, wie einmal ihre Natur war:

„I woaß scho, Eahna g'fall'n g'rad die Berlintrinna."

Konrad lachte.

„Wie kommen S' denn auf so was?"

„I woaß 's halt. D' Postfanny hat's aa g'sagt."

„Die muß 's ja wiss'n."

„Weil s' Eahna scho öfter g'sehg'n hat mit de Summafrischla."

„So?"
„I hab' Eahna scho aa g'sehg'n, wia S' auf und ab spaziert san damit."
„Hamm Sie so gute Aug'n, Kathl?"
„Dös hat ma scho sehg'n müaff'n. Sie san ja läng' gnua damit ganga."
„Wir gehen ja auch miteinand'. Noch dazu bei der Nacht."
„Ah gengan S'!"
„Is 's net wahr?"
Kathi kicherte.
„Wer woaß, was Sie von mir denk'n? Am End' glauben S' gar was!"
„Was?"
„Daß i mit Fleiß auf Eahna g'wart' hab'. Sie san scho so ei'bilderisch . . ."
Leider war Konrad nicht einbilderisch. Und über die Bachbrücke ging er voran, ohne etwas zu sagen.
Da mußte es Kathi wieder an einem andern Zipfel anfassen.
„Mir g'fallt fei de Berlinarin gar net," sagte sie.
„Net?" lachte Konrad.
„Na! Gelbe Haar hat s', und so mager is. An dera is gar nix dro. Und i glaab, daß s' recht stolz is. Mit dera gehet i fei net . . ."
„So Kathl," sagte Konrad, „da bin ich daheim. Gut' Nacht!"
„Begleiten S' mi net no a bissel?"
„Es geht net, meine Leut' wart'n auf mi."
„Mitt'n bei da Nacht?"
„Grad desweg'n, d' Mutter hätt' am End' Angst."
„Sie san oana! Jetzt soll i in da Dunkelheit alloa geh'!"
„Sie kennen doch den Weg. Und da vorn is glei wieder Mondlicht. Also gute Nacht!"
„Gut' Nacht!" sagte Kathi kleinlaut. Eigentlich hätte sie bös sein müssen, aber das brachte sie nicht fertig. „Herr Konrad!" rief sie dem ungalanten Menschen nach.
„Was?"
„Wann schicken S' ma dena a Botschaft, daß zuschaug'n derf?"
„In de nächst'n Tag'."
„Aba g'wiß!"
„Jawohl. Gut Nacht!"
Seine Schritte verhallten, und Kathi mußte sich entschließen, allein heim zu gehen.
Der Weg war recht einsam, und es kamen ihr alle möglichen Gedanken. Ängstliche und andere. Busch und Strauch warfen tiefe Schatten über den Weg. Überall hätte man unbemerkt stehen bleiben können, und kein Mensch wäre einem um die Zeit begegnet.
Aber es war schon so, daß sich der junge Maler die g'schupfte Berlinerin einbildete. Und es war abscheulich, daß eine Schulkameradin, die vor vielen Jahren ihre Taschen ausgekramt hatte, um dem Konrad liebreich zu sein, wegen einer zugereisten Person hintan gesetzt wurde.
Ach! Und so lau und schön war die Nacht, und Johanniskäfer flogen herum, daß es wie Lichterschein in den Haselnußstauden aufblitzte.
Kathi seufzte wieder und noch etliche Male und eilte auf dem Staffelweg hinter den Häusern zum Marktplatz hinauf.
Alle Fenster waren dunkel. Bloß beim Natterer hinten hinaus brannte ein Licht.
Sie eilte vorbei und schlich daheim über die leise knarrende Stiege in ihr Zimmer.
Sie schaute noch eine Weile zum offenen Fenster hinaus in die stille Nacht.
Irgendwo schrie eine Katze.
Wenn es ein Kater war, dann hatte er mehr Gefühl wie ein gewisser Maler.

•

Das Licht, das noch bei Natterer brannte, stand auf dem Tische, um den die Familie Hobbe saß. Es mußte etwas Bedeutendes geschehen sein, denn Vater, Mutter und Tochter hatten leuchtende Augen, und jedes drückte auf seine Art die gehobenste Stimmung aus.
Der Professor strich seinen Bart und sah zur Decke empor, als könnte sein Blick durch sie hindurch zu fernen Höhen dringen. Frau Mathilde blickte verklärt den Gatten an, und das Töchterchen sah ja aus, als wäre der Geist der Kunstgeschichte über sie gekommen.
„Horstmar, — also wirklich?"
„Ja, Mathilde."
„Laß sehen, wieviel Uhr es ist! Zehn durch, du glaubst, in einer halben Stunde?"
„Längstens in einer halben Stunde. Ich werde nur mehr die beiden Schlußsätze niederschreiben."
„Dann also wirklich! Altaich am letzten Juli, nachts halb elf." Frau Mathilde sprach es halblaut vor sich hin, und ein stolzes Lächeln spielte um ihren Mund. Sie stand auf und trat ans offene Fenster. Da unten lagen im Dunkeln die Häuser Altaichs. Menschen schliefen hinter ihren Mauern unter dicken Bettdecken, Menschen schnarchten in ihnen, Menschen träumten in ihnen irgend etwas Kleinliches etwas unsäglich Bedeutungsloses. Ihnen war es eine Nacht wie jede andere. Wenn sie erwachten, gingen sie wieder an ihre unsäglich bedeutungslose Arbeit. Hier oben aber brannte ein Licht und leuchtete weit hinaus über die gebildete Menschheit.
„Horstmar, ob jemand in diesem S . . . städtchen jemals erfahren oder wissen wird, welches Buch hier vollendet wurde? Am 31. Juli, nachts halb elf Uhr?"
„Ich glaube es nicht, Mathilde. Es liegt doch der Gedankenwelt dieser Menschen zu ferne."
„Die Armen! Man fühlt unwillkürlich Mitleid mit Menschen, die immer im Dunkel leben."
„Gewiß, Schatz. Das ist ein natürliches Gefühl. Wir dürfen uns aber der Hoffnung hingeben, daß in einer fortgeschrittenen Epoche die quantitativen wie die qualitativen Bestrebungen zum Geistigen größer werden, und daß die geistigen Gesamtströmungen auch über diese Dämme treten werden."
„Glaubst du?"
„Gewiß! Die Grenzen jeder Epoche werden weiter hinausgeschoben oder, wie man vielleicht richtiger sagen sollte: jede Epoche schiebt ihre Grenzen weiter hinaus."
Frau Mathilde atmete tief und sagte zu ihrem Töchterchen: „Komm! Nun wollen wir Papa gute Nacht sagen. Und merke dir als Erinnerung für das Leben, er vollendet in dieser s . . . stillen Nacht sein Werk: über die Phantasie als das an sich Irrationale."
„Ja, Mama!" sagte Tildchen und hüpfte zum Vater. Es hauchte einen Kuß auf seine große, bleiche Denkerstirne.
„Gute Nacht, Papa!"
„Gute Nacht!" sagte er schon etwas zerstreut, denn die Schlußsätze arbeiteten mächtig in ihm.
Seine Frau, mit dem Zustande vertraut, strich ihm über das Haar und entfernte sich lautlos.
Eine Weile brütete Hobbe vor sich hin, dann erhob er sich mit einem raschen Entschlusse und schöpfte tief Atem.
Nun trat er ans Fenster.
Der volle Mond hatte sich über das Dach der Nachbarscheune heraufgeschoben und schaute mit stumpfer Neugierde in die Stube des Gelehrten hinein.
So, als wollte er fragen: „Was machen denn Sie eigentlich?"
Dabei sah er nicht aus wie ein geistspendender Himmelskörper, sondern wie ein Spießbürger, der mit breitem Lachen Geheimnisse beobachtet und sich an Geschehnissen in Mädchenkammern mehr ergötzt, als an der Vollendung eines großen kunstgeschichtlichen Werkes.
Kein Wunder, wenn man Jahrtausende hindurch Gemeinheiten sieht, die mit aufdringlicher Deutlichkeit geschehen, während sich das hohe Geistige im Verborgenen vollzieht.
Verzerrte nicht der alte Kenner der Menschen und ihrer Torheiten höhnisch sein Maul?
Hobbe hatte genug von seinem Anblicke und schob den Vorhang vor.
Er legte feierlich einen Bogen Papier vor sich hin, den letzten von so vielen, denen er sein Tiefstes anvertraut hatte.
Er tauchte die Feder ein und schrieb mit markigen Zügen:
„Das zum Minimum gebrachte Künstlerische ist das stärkste Abstrakte, das zum Minimum gebrachte Gegenständliche ist das stärkste Reale. Das quantitative Minus des Abstrakten ist gleich seinem qualitativen Plus!"

Darunter schrieb er mit großen Buchstben: Finis, und machte einen mächtigen Schnörkel daran.

Nun holte er aus der Kommode das ganze dickleibige Manuskript hervor und ließ die tausend Blätter liebkosend durch seine Finger gleiten.

Das Quantitative entzückte ihn. Es war viel Papier und alles eng beschrieben.

Zwischen dem ersten Worte und dem Finis lagen acht Jahre, achtmal dreihundertfünfundsechzig Tage, von denen jeder ausgefüllt war mit den Gedanken an dieses Werk.

Zwischen dem ersten Worte und dem Finis lagen schmerzliche Wehen, frohe Entbindungen, Blutleeren im Gehirne, Störungen der Assoziationszentren, verzagte Stunden und jauchzende Erfüllungen.

Und was lag nun vor ihm?

Die Umwälzung der Kunstbegriffe.

Hobbe stand wiederum auf und lüftete den Vorhang.

Aber der Mond war weggezogen.

Er hatte den historischen Moment nicht abgewartet, sondern war auf die Suche nach irgendeiner Banalität gegangen.

Mochte er!

Hobbe horchte hinaus. Die Nacht war feierlich still, in der dieses die Grundfesten des Alten erschütternde, die Welt demnächst mit Lärm erfüllende Werk vollendet worden war.

So berührte ihn die Ruhe beinahe seltsam.

Aber horch! Das klang wie Menschenstimmen. Von dem Bauernhause neben der Scheune schien der Klang herzukommen.

Wer mochte es sein, der in dieser weihevollen Stunde so nahe der geistigen Geburtsstätte weilte?

Hobbe beugte sich aus dem Fenster und lauschte.

Ein leiser Pfiff.

„Liesei!"

„Was?" fragte eine weibliche Stimme.

„Schmeiß ma mei Schiläh oba! I hab's drommat lieg'n lass'n! . . ."

„Da! Host as?"

„Jawoi. Guat Nacht, Lieseil!"

„Guat Nacht, Flori! Kimmst morg'n wieda?"

„Ko leicht sei. Pfüad di!"

Hobbe trat zurück.

Er verstand den Dialekt zu wenig, um den ganzen, ungeheuerlichen Kontrast, in dem das Gespräch zu seiner Welt und zu diesem Erfüllungsmoment stand, würdigen zu können.

Er merkte nur, daß etwas Bedeutungsloses, etwas niedrig Irdisches gesprochen worden war.

Durch so etwas wollte er sich nicht in seiner Stimmung stören lassen. Er löschte langsam und feierlich die Lampe aus und ging ins Schlafgemach.

„Horstmar, ist es soweit?"

„Ja, Mathilde."

Dann schliefen auch diese Glücklichen.

**(Fortsetzung folgt.)**

---

# Siamesische Zwillinge werden vererbt

**Verkaufte „Mißgeburten". — Amerikanische Sensationsprozesse. — Warum die zusammengewachsenen Schwestern ausrückten.**

Von John C. Waters-Chicago.

Bisher kannte man sie wohl in verschiedenen Teilen der Vereinigten Staaten, die Siamesischen Zwillinge Daisy und Violet Hilton, doch ihre jetzige Berühmtheit haben die jungen Damen erst durch ein paar einzigartige Prozesse erworben.

Eine Laune des Schicksals hatte es gewollt, daß die Zwillinge durch ein natürliches Band an den Hüften mit einander unlösbar verbunden waren. Nun führte ihr Manager sie als Varietéschaustücke von einer Stadt zur anderen und verdiente mit ihnen viel Geld. Außerdem gehörte zur kleinen Truppe noch ein Propagandaleiter, der stets den Zwillingen vorausreiste und die Werbetrommel für sie schlug.

Eines Tages nun reichte dessen Frau die Scheidungsklage ein. Sie gewann den Prozeß, weil der Mann keine Zeit hatte, zum Termin zu erscheinen oder sich vertreten zu lassen. Ermutigt durch diesen Erfolg verklagte die Geschiedene die beiden Zwillinge auf Zahlung einer Million Mark Schadenersatz mit der Begründung, die Schwestern hätten ihr die Liebe ihres Mannes gestohlen.

Der Fall erregte natürlich Aufsehen. Schwestern, die für den gleichen Mann schwärmen und sich doch nicht zanken, hatte man auch nicht gesehen. Dann kam aber die weitere Sensation. Der Anwalt, den Mister Myers, der Manager und Pfleger der Zwillinge, mit deren Vertretung beauftragt hatte, mußte einmal die Schwestern im eigenen Heim in San Antonio aufsuchen. Myers und Frau waren bei der Unterredung anwesend, verließen aber auf eine Minute gemeinsam das Zimmer. Da griffen die Zwillinge wie auf Kommando nach der Hand des Anwalts: „Retten Sie uns, wir sind hier wie Sklaven! Wir möchten entkommen." Der Jurist wunderte sich: „Sie sind doch volljährig und können tun, was Sie wollen." Die Zwillinge glaubten es nicht recht, und im nächsten Augenblick wurde die hastige Unterhaltung durch den Wiedereintritt des Ehepaars Myers unterbrochen.

Bald darauf rückten die Zwillinge wirklich aus. Sie stahlen sich aus dem Hause, als Myers ausgegangen war und seine Frau sich im Badezimmer befand. Ein verdutzter Taxenfahrer brachte die aufgeregten zusammengewachsenen jungen Damen zu einem Hotel und benachrichtigte den Anwalt. Der reichte in ihrem Namen sofort die Klage gegen Myers ein. Die Zwillinge wollten ihre „eigenen Herren" sein und verlangten außerdem die Auszahlung von drei Millionen Mark, die Myers an ihnen verdient haben sollte, während er ihnen selbst keinen Pfennig gegeben hatte.

**Bei dieser Gelegenheit wurde die Lebensgeschichte der Siamesischen Zwillinge bekannt. Ihre Mutter war Kellnerin gewesen und hatte nicht gewußt, was sie mit den beiden „Mißgeburten" anfangen sollte. Schließlich fand sich eine geschäftstüchtige Kneipenwirtin bereit, die Kinder anzunehmen.** Sie ließ sich schriftlich bestätigen, daß die Mutter ihre sämtlichen Rechte auf die Zwillinge aufgab. Wenn sich die Kellnerin doch irgendwie in das Schicksal ihrer Kinder einmischen würde, so sollte sie eine Vertragsstrafe von zehn Schilling in der Woche zahlen. Es war niemand da, der gegen diesen Menschenhandel hätte Einspruch erheben können.

Frau Hilton, die Wirtin, machte nun Geschäfte mit den armen Würmern. Jeder Gast, der eine bestimmte Anzahl Schnäpse trank, durfte sich die Kinder in ihrer Wiege betrachten. Später, als die Zwillinge stehen und gehen konnten, wurden sie auf dem Tresen in einem besonderen Raum gezeigt. Das Geschäft ging gut, bis die Zwillinge vier Jahre alt waren. Dann hatten sich sämtliche Stammgäste der Frau Hilton an den Kleinen satt gesehen. Nun vermietete die Pflegemutter die Schwestern an den Führer einer Zwergengruppe. Sie selbst schloß sich mit ihrer Tochter der Gesellschaft an und kam mit ihr nach Australien. Dort starb sie. Ihrer Tochter hinterließ sie in ihrem Testament ihre Kleider, ihren Schmuck und die siamesischen Zwillinge, als wären diese eine Ware. Die Erbin heiratete kurz darauf Myers, der damals in dem Zirkus, wo Daisy und Violet auftraten, Luftballons verkaufte. Bald danach rückte das Ehepaar mit den Zwillingen nach Amerika aus.

Acht oder neun Jahre lang lief Myers mit den Kindern von einem Jahrmarkt zum anderen. Gleichzeitig bildete er sie auf Holzblasinstrumenten aus. Dann begann die große Ernte. Die Varietés rissen sich um die musikalischen Siamesischen Zwillinge, die außerdem hübsch waren, und die Schwestern hatten eine durchschnittliche Wocheneinnahme von 12 000 Mark, zehnmal so viel wie ein deutscher Reichsminister. Daisy und Violet freilich sahen nichts von diesem Dollarsegen. Sie wurden von ihrem Manager wie die kleinen Kinder behandelt, und er zwang sie, einen Vertrag zu unterschreiben, der sie für weitere zehn Jahre an ihn band.

Der Prozeß wurde zur größten Darbietung, die Daisy und Violet jemals gegeben hatten. Ganz San Antonio wollte ihm beiwohnen und die Siamesischen Zwillinge aussagen sehen, ohne für die Schaustellung etwas zu zahlen zu

brauchen. Frauen fielen ohnmächtig um, Kinder schrien, der Jahrmarktstrubel war fertig.

Schließlich wurde eine Einigung zwischen beiden Parteien erzielt. Myers mußte den Zwillingen eine halbe Million Mark auszahlen und alle Rechte an sie aufgeben. Ein größerer Aderlaß blieb ihm erspart, weil der Richter anerkannte, daß er erst die Siamesischen Zwillinge zu einem beliebten Zugstück gemacht hatte.

Daisy und Violet können nun Verträge abschließen, mit wem sie wollen, und ihren Verdienst selbst behalten. Die Zukunft sieht also für sie recht rosig aus. Nur ein kleiner Wermutstropfen schwimmt in dem Freudenkelch: Demnächst soll der Prozeß, den die Frau des Propagandaleiters gegen Daisy und Violet angestrengt hat, entschieden werden.

---

# Von Korb zu Korb.

Strand-Dialog von **Rudolf Presber.**

Der Herr in Strandkorb Nummer 68 fragt über den Burgwall hinüber: „Waren Sie eigentlich schon mal, Herr Nachbar, am anderen Ende des Strandes? Ganz da drüben?"

Der Herr in Strandkorb Nummer 24: „O ja, da hatte ich zuerst sogar ein paar Tage lang meinen Korb stehen."

Nr. 68: „So? Und ich — hm, ich überlege ernstlich, ob ich nicht da hinüber . . . Vielleicht ziehe ich morgen um."

Nr. 24: „So. Ja, es ist etwas windgeschützter dort."

Nr. 68: „Windgeschützter? Ja, das auch."

Nr. 24: „Durch den Wald."

Nr. 68: „Eben. Der Wald tritt dort so dicht heran, nicht wahr? Man braucht nur die Treppe hinaufzugehen und ist mitten im Wald. Der hat so schönes Unterholz . . . Es geht sich da gut — so schummrig, nicht wahr — so — so — zu Zweien und so . . ."

Nr. 24: „Ja, ich denke, es geht sich dort ganz gut."

Nr. 68: „Sehen Sie, Sie sind dort wohl auch schon mal — abends — so durch den Wald gegangen — nach den Hotels — so zu Zweien —"

Nr. 24: „O ja, das bin ich auch schon."

Nr. 68 (nach längerem Schweigen): „Sagen Sie, Herr Nachbar, war eigentlich damals — ich meine, als Sie Ihren Strandkorb noch auf der anderen Seite dort — war da schon die interessante Frau dort — ich meine, hatte sie schon ihren Strandkorb dort stehen, die . . ."

Nr. 24: „Welche Dame?"

Nr. 68: „Die mit dem weißen Bologneserhündchen, das den blauen Schlupp auf dem blöden Kopf . . ."

Nr. 24: „Ach so, die! Ja, die war schon da. Die kam schon acht Tage vor mir."

Nr. 68: „Sehen Sie, Sie wissen gleich, wen ich meine! Hand aufs Herz, haben Sie schon jemals so wundervolles blondes Haar gesehen?"

Nr. 24: „Selten. Aber das Haar ist, glaub' ich . . ."

Nr. 68: „Gefärbt?! Natürlich — das haben die Damen nebenan im Strandkorb auch gleich behauptet. Alles Hübsche soll immer gleich „nicht echt" sein. Aber — die famose Figur — ist die etwa auch nicht echt?"

Nr. 24: „Soviel ich weiß, doch."

Nr. 68: „Soviel Sie wissen? Sie sind ja ein ganz Schlimmer! Eine Sängerin soll's sein."

Nr. 24: „Gewesen — sie singt nicht mehr."

Nr. 68: „Aus sehr guter Familie."

Nr. 24: „Na ja, aber aus nicht sehr angenehmer."

Nr. 68: „Na, mit der Familie hat man ja schließlich nichts zu tun, wenn man von einem Strandkorb in den anderen . . . Und — wenn man so durch den Wald geht . . . Was? Die Familie lebt ja wohl in Kolberg?"

Nr. 24: „Bamberg."

Nr. 68: „Sie sind ja fabelhaft orientiert!"

Nr. 24: „Auch erst allmählich geworden."

Nr. 68: „Na, natürlich. Man kann doch eine fremde Dame nicht so ohne weiteres fragen: Was ist Ihr Herr Vater? Lebt Ihr Onkel noch . . .?"

Nr. 24: „Und wenn man fragt, erfährt man nicht immer die Wahrheit."

Nr. 68: „Na, erlauben Sie, von dieser Dame — haben Sie sich die mal näher angeschaut? In diesem edlen, herben Gesicht liegt etwas wie absolute Wahrheitsliebe, wie restlose Ehrlichkeit."

Nr. 24: „Sowas täuscht manchmal."

Nr. 68: „Also, Herr Nachbar — Herr Nachbar, Sie wollen mir diese famose Frau bloß verekeln."

Nr. 24: „Warum sollte ich das?"

Nr. 68: „Ich glaube übrigens, man muß sich da beeilen. Ihr Trottel von Mann soll sie nächstens besuchen kommen."

Nr. 24: „Ist schon da."

Nr. 68: „Ist schon da —? Der Trottel ist schon . . .?"

Nr. 24: „Ja. Aber ist's denn ein Trottel?"

Nr. 68: „Man hört's allgemein."

Nr. 24: „Wie rasch sich so etwas herumspricht."

Nr. 68: „Wieso rasch?"

Nr. 24: „Mein Gott, ich bin doch erst fünf Tage hier. Und habe die Frau doch erst im vorigen Herbst geheiratet."

## Lustige Rundschau

* **Wandlung.** Die Bank Wunderlich & Co. steht vor der Pleite. „Ich möchte mein Geld abheben!" erklärt die fünfzigjährige unverehelichte Eroica mit Gewittermiene.

„Sind Sie volljährig?" erkundigt sich liebenswürdig Wunderlich.

„Ich lasse mein Geld stehen!" flötete Eroica.



## Rätsel-Ecke



### Namen-Rätsel.

e, win, a, nes, al, horst, le, rich, ag, de.

Aus diesen zehn Silben sind fünf Namen zu bilden, die in solcher Reihenfolge untereinandergebracht werden müssen, daß die senkrechte Mittellinie wieder einen Namen ergibt.

*

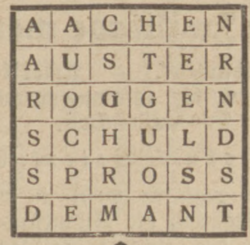
### Unterstell-Rätsel.

Die Dichternamen: Sturm, Heine, Lohmeyer, Strachwitz, Eichendorff, Droste sind so untereinander zu bringen, daß von oben nach unten eine Buchstabenreihe entsteht, die einen neuen Dichternamen nennt

*

### Auflösungen der Rätsel aus Nr. 190.

Auflösung des Ausfüll-Rätsels:



| A | A | C | H | E | N |
|---|---|---|---|---|---|
| A | U | S | T | E | R |
| R | O | G | G | E | N |
| S | C | H | U | L | D |
| S | P | R | O | S | S |
| D | E | M | A | N | T |

*

Auflösung des Besuchskarten-Rätsels:

***Goldarbeiter.***

*

Auflösung des Rätsels:

**Achtellos — achtlos.**

---

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.